

# Pommersche Heimat

Einzelnummer 5 Pf.

Monatsbeilage zum Pommerschen Genossenschaftsblatt.

Einzelnummer 5 Pf.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an den Bund Heimatschutz, Stettin, Deutsche Str. 13 oder an die Geschäftsstelle des Pommerschen Genossenschaftsblattes, Königsplatz 1a, zu richten.



Erscheint in den ersten Tagen  
::: eines jeden Monats. :::

Herausgegeben in Verbindung  
mit dem Landesverein Pommern  
des Bundes Heimatschutz (e. V.).

Nr. 3.

Auflage

Stettin, im April 1918.

12 700

7. Jahrg.

## Mühlensagen aus Pommern.

Von Prof. Dr. A. Haas.

### 27. Der Wolf in der Wassermühle.

Als der Wolf eines Tages auf der Wanderung begriffen war, traf er eine Sau mit neun Ferkeln, die rief ihm zu: „Friß doch eins oder zwei von den Ferkeln; ich kann sie gar nicht mehr ernähren, denn es sind ihrer zu viele.“ — „Sehr gerne,“ erwiderte der Wolf und wollte gleich zubeißen. „Ach nein,“ entgegnete die Sau, „zuvor wollen wir sie doch taufen, damit sie selig sterben.“

Der Wolf war's zufrieden, und sie gingen zur Wassermühle, an die Stelle, wo das Wasser auf das Mühlrad herabfällt. Dort legte die Sau ein Brett an die hölzerne Rinne und stellte sich auf die ausliegende Seite desselben, weil sie der schwerere Teil war. Der Wolf mußte sich auf das überragende Ende setzen, um von dort aus die Ferkel taufen zu können. Gerade als das erste Ferkel herübergereicht werden sollte, trat die Sau zurück, der Wolf fiel auf das Rad, wurde von den Schaufeln zertrümmert und dann in das Wasser geschleudert, aus dem er kaum sein Leben zu retten vermochte. Die Sau ging mit ihren neun Ferkeln frohen Mutes von dannen. Jahr Nr. 555.

### 28. Das kommt wohl.

In einem hinterpommerschen Dorfe wohnte ein reicher Müller, der war ein arger Geizhals. Kam ein Wanderbursche in die Mühle, um das Handwerk zu grüßen, so empfing ihn der Meister gewöhnlich mit den Worten: „Gesell, hast du Hunger, so komm herein und lang zu!“ Der Tisch war reichlich gedeckt; ein ganzes Brot, Butter, Braten und was sonst dazu gehört, lag oder stand darauf. Nur das Messer fehlte; hat der Geselle um eins, so hieß es. „Das kommt wohl!“ Aber dabei blieb es, so oft auch die Bitte wiederholt wurde. Anstandshalber mußte daher mancher Hungrige weiter ziehen, ohne seinen Hunger gestillt zu haben.

Wieder kam einer, aber der war anders gesonnen. Als er sah, wo es mit dem Messer hinaus sollte, erhob er sich, steckte ruhig die ganze Herrlichkeit in einen Beutel, band diesen zu und schritt damit nach der Tür. „Gesell, du wirst doch nicht verrückt sein und mir mit dem allen durchgehen!“ rief der Geizhals. „Das kommt wohl!“ antwortete der Müllergeselle und verschwand. — Pom. Bfde. I S. 45.

### 29. Die vom Blitz getroffene Mühle.

In der Umgegend von Schwuchow (Kr. Stolp) liegt eine alte Sandkuhle und unsern davon ein Berg, der im Volksmunde der Mühlenberg heißt. Auf diesem Berge hat früher eine Mühle gestanden, die hat eine schwere Uebelstat auf dem Gewissen gehabt. Sie hat eines Tages mit ihren gewaltigen Armen eine Kuh totgeschlagen, die auf einem Aesfeld in der Nähe gegrast hatte, und unmittelbar darauf ein liebes kleines Mädchen von sieben Jahren, das sie weg-

treiben wollte. Da kam der Blitz des Himmels als Rächer und fuhr in einer Nacht in das hohe, schwarze Ungetüm. Das fing Feuer, und bald stand eine hellleuchtende, unheimliche Fackel hoch über dem Dorfe wie ein ungeheurer, feuriger Riese. Und wie die gierigen Flammen sich die Flügel entlang fraßen, da hat es ausgehoben, als recke der Riese die brennenden Arme zum Himmel, und bald darauf schlägt denn auch das Ungetüm mit donnerndem Getöse um, und der schwere, heiße Mühlstein rollt rasend den Berg hinab, als wolle er dem Verderben entkommen. So erzählen die alten Leute, die es erlebt haben. — P. Maede: Am Herzen der Natur, Leipzig 1910, S. 138.

### 30. Die Callieser Schleismühle.

Den Beschluß der Sammlung mögen die schwankhaften Sagen und Erzählungen von der Callieser Schleismühle bilden.

Als das Städtchen Callies, im Kreise Dramburg malerisch zwischen drei Seen gelegen, vor Jahrhunderten gegründet wurde, hatte man beschlossen, den Ort nach derjenigen Person zu benennen, die zuerst durch das Tor hereinkommen würde. Das war aber ein kahlköpfiges Mädchen mit Namen Liese. So wurde der Ort „Kahlstiese“ genannt und daraus ist dann allmählich Callies geworden. (P. B. III. S. 52.)

Wiel merkwürdiger ist der Ort aber durch seine Schleismühle, die die Eigenschaft hat, Ungeschliffenen den Flöß abzuschleifen; so erzählt die liebe Nachbarschaft von Callies. Und die lieben Nachbarn sind ja, wie bekannt, immer zur Stelle, wenn es gilt, einem anderen etwas anzuhängen oder einen Klatsch über ihn in Umlauf zu setzen. In diesem Falle aber haben sie mit wahren Behagen gearbeitet. Denn es befinden sich über die Erzählung von der Schleismühle wohl ein halbes Duzend von verschiedenen Fassungen in Umlauf, die uns zeigen, wie beliebt dieses Thema von jeher in der ganzen Gegend war und noch jetzt ist. Einige dieser Fassungen seien hier mitgeteilt.

1. Zur Zeit, als die Kreise Dramburg und Schivelbein noch zur Neumark gehörten, saßen auf Schloß Callies die Güntersberge. Diese waren dem Kurfürsten von Brandenburg zur Lehnfolge verpflichtet, d. i. sie mußten ihm nicht nur Heeresfolge leisten, sondern ihm und seinem Gefolge auch Aufnahme in ihrer Burg gewähren. — Einst kam der Große Kurfürst von Neuwedel aus nach Callies und begehrte, vor der Stadt sich lagernd, sein Recht. Es ward verweigert. Da erbot sich Werner von Schulenburg, den Güntersberg ins kurfürstliche Lager zu holen. Ein Callieser Bürger zeigte ihm den nächsten Weg zum Schloße; dieser führte über ein ziemlich tiefes Wasserlein, über das eine Brücke, die sogenannte Schaßbrücke, geschlagen war. Die Brücke war etwa 60 Fuß lang und 6 Fuß breit von Brettern, die, in der Länge liegend, auf Querriegeln mit Nägeln befestigt waren. Er kam im Schloße an und bewog den ungeschliffenen Ritter zu dem Versprechen, sich dem Kur-

fürſten am anderen Morgen in dem Lager zu ſtellen, wenn Schulenburg ihn dazu abholen wollte. Dieſer ging zu ſeinem hohen Herrn zurück und brachte ihm Meldung. In der Nacht ließ er nun aus den beiden Mittelbrettern auf der Callieſer Seite die Nägel herausziehen, dann dieſelben auf dem anderen Ende abſägen und ging des Morgens mit einem handfeſten Begleiter zur Abholung des Güntersberg. Beide nahmen ihn in die Mitte und führten ihn. Das ging zuerſt ſehr gut; als ſie aber auf die ominöſe Stelle kamen, ließen ſie ihn los — das Brett wippte auf, und Güntersberg fiel in das Waſſer. — Da rief ihm Schulenburg zu: „So muß man den ungeſchliffenen Callieſern den Flöz abſchleifen!“ Und die Brücke heißt die Schleifmühle bis auf den heutigen Tag. (D. L. Pom. II. S. 231 f.)

2. Einmal geriet der große Kurfürſt in der Nähe von Callies vor den ihn verfolgenden Feinden in große Not. Ein Schäfer zeigte ihm und ſeinem Heere einen Pfad, auf dem er glücklich der Gefahr entging. Als ihm der Große Kurfürſt nun freſtellte, ſich eine Gnade auszubitten, bat der Schäfer, ihn zum „gnädigen Herrn“ zu machen und ihm ſo viel Land zu geben, als er an einem Tage umgehen könne. Dieſe Bitte wurde ihm gewährt, und der Schäfer umging Stadt und Schloß Callies, welches dadurch ſein Eigentum wurde. Der Schäfer, der ſo zu hoher Stellung gelangte, behielt jedoch ſeine alten, ungehobelten Sitten bei, und inſolgedeſſen trieben die benachbarten Edelleute, wenn ſie ihn beſuchten, oft ihren Spott mit ihm. Zulezt ließ ſich der neue Schloßherr, wenn Beſuch vorfuhr, als abweſend entſchuldigen, und wirklich pflegte er dann regelmäßig durch eine Hinterpforte, von der ein Steg über ein Fließ ins Freie führte, ſich auf die Jagd zu begeben. Die Edelleute, die dies verdroß, ließen in einer Winternacht die Pfähle, auf denen der Steg ruhte, ſchräge durchſägen und führten am nächſten Tage vor. Als der Schloßherr nach ſeiner Gewohnheit durch die Hinterpforte das Weiße ſuchte, fiel der Steg und er mit ihm ins Waſſer, ſodaß er ins Schloß zurückkehren mußte. Die Edelleute aber, die ſich ihres gelungenen Streiches freuten, führten lachend ab und ſagten: „Dem haben wir den Flöz geſchliffen!“

Daher wird noch heutigen Tages in der Umgegend von Callies jeder, der ſich ungehobelt benimmt, gefragt, ob er noch nicht in Callies geweſen ſei, und wenn er dies bejaht, wird er weiter gefragt, ob er auch die dortige Schleifmühle kenne. (P. B. V. 23 f.) In dem erſten Teil dieſer Ueberlieferung ſteht eine alte Familiensage der Güntersbergs, wie dieſe zu ihrem Adel gekommen ſind. (B. St. 41, S. 111 f.)

3. Zu Callies befand ſich früher eine Waſſermühle. Zu dieſer gelangte man vermittelt einer Brücke, die über einen ziemlich reiſenden Bach führte. An der Brücke war aber eine geheime Klappe angebracht, und wenn dieſe im rechten Augenblicke geöffnet wurde, ſo fiel der ahnungslos über die Brücke Hinwegſchreitende ins Waſſer. Der Hofnarr eines Kurfürſten von Brandenburg ſoll die Klappe erfunden haben, um ſich dadurch an einem ihm übelgeſtimten Junker zu rächen. Später ſollen dann die Kurfürſten ſelbſt zu ihrer eigenen und ihres Gefolges Erheiterung ſich öfter den Spaß gemacht haben, einzelne durch Hochmut, Ungeſchliffenheit oder Prohenhaftigkeit auffallende Mitglieber ihres Gefolges in das Waſſer fallen zu laſſen. Man ſagte dann: Den Untergetauchten ſei der Flöz geſchliffen worden. So hat die Callieſer Schleifmühle allmählich ihren Ruf erlangt. (Mündlich.)

4. Vor langer Zeit befand ſich in einer Mühle zu Callies eine bemerkenswerte Sehenswürdigkeit. Den Mültern ward es läſtig, fortwährend durch Fremde geſtört zu werden, und ſie errichteten daher eine Falltür, die zu einem dunklen Loch führte, in welches ſie läſtige und Zubringliche hineinfallen ließen. Das war der Urſprung der Callieſer Flözermühle. (B. St. 41, S. 112.)

Wie iſt nun die Stadt zu dem Ruhme, die Schleifmühle oder Flözermühle zu beſitzen, gekommen? Daß die diesbezügliche Ueberlieferung frei erfunden iſt, iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, vielmehr dürfte eine Vermutung von E. Ro-

rath, die er in Pom. Bde. VII S. 112 geäußert hat, Beachtung verdienen. Er ſagt: Als zur Zeit Friedrich Wilhelm I. die inländiſchen Luſche Bedeutung erlangten, verſtanden es beſonders die Callieſer Tuchmacher, ihre Luſche recht glatt zu ſcheren. Maſchinen hatte man damals noch nicht; man benutzte dazu große Scheren; dieſe aber mußten ſehr ſcharf ſein. Zufällig waren die Callieſer Tuchmacher damals im Beſitz eines großen und ſchönen Schleifſteines, und ſo kamen denn auch die Tuchmacher von Falkenburg und anderen Orten nach Callies, um hier ihre Luſcheren ſchleifen zu laſſen. Dadurch gelangte die Stadt bald zu ihrem ſeltenen Ruhme. Der Schleifſtein wurde erſt vor etwa 20 Jahren nach außerhalb verkauft.

Die Einwohner von Callies waren in früheren Zeiten wenig erfreut über den von der Volksſage ihnen angeſchriebenen Beſitz der Schleifmühle. Neuerdings ſcheinen ſie gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Im Verlage von W. Krahl in Callies iſt vor einigen Jahren eine Anſichtspostkarte erſchienen, welche außer einem trefflichen, humorſtiſchen Bilde folgende Verſe enthält:

(Mel.: Das war der Herr von Rodenſtein.)

Das war der weiße Magiſtrat  
in der Callieſer Stadt,  
der niemand läſſet Bürger ſein,  
der ſeinen Flöz noch hat.

Ran da!  
Ran da mit dem Mann da!  
Wir als der Magiſtrat  
verordnen, daß man ſeinen Flöz  
alsbald geſchliffen hat.

Der rohen Henkersknechte Schar  
paßt feſt den armen Wicht.  
Zu Berge ſteigt ihm jäh das Haar,  
Und bleich wird ſein Geſicht.

Kneißt ihn!  
Zieht und ſtoßt und ſchleift ihn!  
Jetzt mit ihm auf's Gerüſt,  
Bis daß ihm — der Flöz  
rein abgeſchliffen iſt!

Und wie man da mit Graufamkeit  
den armen Fremdling ſchund,  
darüber hält aus Höflichkeit  
der Dichter ſeinen Mund.

Hüt' dich!  
Hüte dich, ich hüt' dich,  
und flieh den ſchlimmen Ort!  
Siehſt du den Stein von ferne nur,  
lauf ſchleunigſt wieder fort!

## Die Adlerjagd.

Vor kurzem brachte die „Danziger Zeitung“ eine Mittheilung über den Abſchuß eines Steinadlers auf dem ſtädtiſchen Gut Rieſelfeld bei Heubude (Nr. 533 vom 16. November). In einer anderen Meldung (Nr. 583 vom 13. Dezember) wurde berichtet, daß man in einer Sitzung des Botaniſch-Zoologiſchen Vereins einen jungen Seeadler gezeigt habe, der in der Nähe Danzigs geſchoſſen und von dem und dem „prächtig ausgeſtopft“ worden ſei. Der Wanſch, das ſchöne Stück für das Provinzialmuſeum zu erlangen, iſt ja natürlich. Aber mußte dieſer Adler und ebenſo der andere denn durchaus heruntergeknallt werden? Seit Jahren ſind die Freunde der heimischen Tierwelt um die Erhaltung des ſpärlichen Reſtes der königlichen Vögel bemüht, den die Schießwut noch nicht hat vertilgen können. Der Schaden, den die wenigen Stein- und Seeadler anzurichten vermögen, ſteht in gar keinem Verhältnis zu dem Verluſt, den das heimische Landſchaftsbild durch die völlige Ausrottung der ſtolzen Segler der Lüfte erleiden würde. Gibt es überhaupt jemand, der da wünſchen könnte, daß ihre Horſte ganz aus unſerem Lande verſchwänden? Das Beſtreben, dies zu verhindern, iſt ſchon vor zehn Jahren bei Einfüh-

zung der neuen preussischen Jagdordnung dadurch zum Ausdruck gekommen, daß man die Adler für jagdbare Tiere erklärte und so den Kreis ihrer Verfolger einschränkte; leider haben die Jagdberechtigten das *nobis officium*, die edlen Vögel zu schonen, allzu wenig beachtet, so daß neuerdings sogar aus Jägerkreisen empfohlen wurde, die Adler aus der Reihe der jagdbaren Tiere wieder herauszunehmen und unter das Reichs-Vogelschutzgesetz zu stellen. Die Abschußprämien auf Stein- und Seeadler (auch auf Uhu, Kabe, Schwarzstorch usw.), die früher vom Landesverein Westpreußen des Allgemeinen Deutschen Jagdschutzvereins gezahlt wurden, sind bereits 1908 aufgehoben worden, nachdem Herr Geh. Sanitätsrat Dr. Viebin in der Sitzung des Landesvereins vom 3. März darauf hingewiesen hatte, daß die Seltenheit dieser Vogelarten „sie schon jetzt als Ueberbleibsel einer vergangenen Zeit, als Naturdenkmäler“ bezeichnen lasse. Ein Mittel, der öden Schießerei vorzubeugen, bieten die Jagdpachtverträge. Wie Prof. Hennicke-Gera in seiner eben erschienenen Schrift „Schwindende Vogelarten“ (Berlin, Gebr. Borntraeger) erwähnt, hat das preussische Landwirtschaftsministerium schon am 23. Mai 1906 eine Verfügung erlassen, in der es den Regierungen zur Pflicht macht, dafür zu sorgen, daß in den Staatsjagdrevieren seltene Tiere besonderen Schutz finden, und daß ihre Erlegung oder ihr Fang den Jagdpächtern verboten werde. Als solche Tiere waren u. a. die im Jagdrevier horstenden Adler (Stein-, See-, Fisch-, Schlangen-, Schreiadler) namhaft gemacht. Wenn hier noch das Horsten im Gebiet zur Bedingung des Schutzes gemacht war, so kennt ein späterer Erlaß des Regierungspräsidenten von Allenstein über Jagdpachtverträge eine solche Einschränkung nicht. Nach den von ihm festgesetzten Bestimmungen soll es den Jagdpächtern bei Strafe von 50 Mk. verboten sein, „Adler aller Art“ (und andere seltene Vögel) im Jagdbezirk zu erlegen. Es wäre sehr zu wünschen, daß namentlich auch die Stadt- und Landgemeinden ähnliche Bedingungen in ihre Jagdpachtverträge aufnehmen und so dem gedankenlosen Abschießen unserer letzten großen Raubvögel einen Riegel vorschieben möchten.

Dr. J. Moewes.

## Merhand Scherz und Humor aus Pommern.

(Fortsetzung.)

### Aus Stettins Belagerung im Jahre 1813.

(Nach einer handschriftlichen Aufzeichnung des früheren Oberpräsidialsekretärs Hofrats E. W. Bourwieg zu Stettin.)

Als die Franzosen am 5. Dezember 1813 die Festung Stettin den preussischen Truppen übergaben und, um das Gewehr zu trocken, auf das Glacis hinausrückten, hatten sich unter einer zahllosen Menge von Bewohnern der Umgebung auch zwei Bauern eingefunden. Die französischen Artilleristen, welche in Ermangelung anderer Lebensmittel und des nötigen Futters gezwungen gewesen waren, während der Belagerung die Pferde zu verzehren, zogen die Kanonen selbst. „Schlag, Bröderken!“ fing der eine Bauer an, „hätt' ich doch nich glöwt, dat de Keerls noch so veel Kraft haddén, de Kanonen to trocken.“ — „Wat wull'n je nich trocken können,“ erwiderte der andere, „habben se doch de Peerd im Vlewe.“ B.

### 2) Ein pommerisches Heldenmädchen im Siebenjährigen Kriege.

Von Frauen oder Mädchen, die mit der Waffe in der Hand im gegenwärtigen Kriege in die Reihen der Kämpfenden traten, hat man wohl manches Mal hören oder lesen können. Diese Betätigung des weiblichen Geschlechts hat zumeist Aufsehen und Verwunderung erregt, und doch steht sie durchaus nicht neuartig in der Kriegsgeschichte da. Erinnern uns doch unsere modernen Amazonen an die Heldeninnen der Befreiungskriege, an Eleonore Prochaska aus Potsdam, die als Lütkower Jäger im Gefecht an der Göhrde schwer verwundet wurde und bald darauf starb, an Sophie Dorothea Friederike Krüger aus Mecklenburg-Strelitz, die am Respersteige vor Stettin die Feuertaufe empfing, dann

bei Dennewitz, Bigny und Belle Alliance focht, Unteroffizier wurde und das Eisene Kreuz erhielt, an die Schlesiern Maria Werder, die mit ihrem Manne zugleich ins Feld zog und an der Schlacht bei Leipzig teilnahm, an Louise Dorothea Schulz, „das Heldenmädchen aus Demmin“, das sich den Schillschen Jägern angeschlossen, und an noch viele andere. Daß aber auch diese schon eine Vorläuferin in Deutschland gehabt haben, und zwar eine Pommerin, dürfte so gut wie unbekannt sein. Von ihr sollen deshalb die folgenden Zeilen handeln.\*)

Unsere Kriegsheldin heißt Anna Sophie Dettloff und ist aus Treptow a. d. Rega gebürtig. Die Kriegstaten Friedrichs des Großen, an denen auch ihre Landsleute einen rühmlichen Anteil hatten, waren damals in aller Munde und erfüllten auch ihr Herz mit hoher Begeisterung. Fortan stand ihr Sinn nach dem Kriegsdienst, wo sie Ruhm und Ehre zu erwerben hoffte. Es fehlte aber auch nicht an Tränen darüber, daß ihr Geschlecht nicht ohne weiteres die Verwirklichung ihres Planes zuließ. Da aber in ihrem ganzen Wesen und Aussehen etwas Männliches lag, so reifte in ihr der Entschluß, mit Verheimlichung ihres Geschlechts ins Heer einzutreten. So verließ sie denn, neunzehn Jahre alt, in Männerkleidung heimlich ihr Elternhaus und trat unerkannt unter dem Namen Karl Heinrich Buschmann bei der im Sommer 1757 zu Kolberg errichteten Miliz ein. Hier teilte sie ein halbes Jahr lang alle Anstrengungen des Dienstes mit ihren Kameraden. Doch dieses soldatische Leben genügte ihrer Ruhmbegierde nicht. Daher gab sie ihrem Dienste hier den Abschied und ließ sich bei dem Kürassier-Regiment Markgraf Friedrich einstellen. Während der beiden Jahre, die sie hier verblieb, erwarb sie sich bei treuer Pflichterfüllung die Achtung der Vorgesetzten. Selbst Gefahren vermochten sie nicht aus den Reihen der Kämpfer zu drängen. Bei Bamberg wurde sie am linken Arm verwundet, und auch in den Schlachten bei Kay und Runersdorf hat sie so wacker ihre Schuldigkeit getan, daß sie sich vor ihren Kameraden nicht zu schämen brauchte. Als sie danach in Sachsen schwer erkrankte, wurde sie ins Lazarett nach Meissen gebracht. Doch hielt sie es hier nicht aus, weil sie den Aufenthalt in einem Lazarett für Mühseligkeit ansah, und als man die Kranken nach Torgau überführen wollte, schloß sie sich unterwegs, noch nicht ganz genesen, einem heftigen Bataillon an. Es hielt dies nicht schwer, da sie nur mit einem Kittel angetan war und daher für einen Packknecht gehalten wurde. Ihre Kampflust und Kühnheit bewies sie jetzt auch als Grenadier, besonders bei Torgau, wo sie „zum Weichen zu kühn, für den Dienst zu treu“, zwei Hiebwunden an Kopf und Hals davontrug und in Gefangenschaft geriet. Wiederum kam sie ins Lazarett, diesmal nach Dresden. Hier erging der Befehl, daß die Injassen visitiert und weggeschafft werden sollten. Sie beschloß daher, während der Weiterbeförderung zu entfliehen und nach Pommern heimzukehren. Die Flucht glückte ihr auch unter Beihilfe einer bestochenen Krankenschwester. Kaum aber sah sie sich auf freiem Fuß, so sehnte sie sich wieder nach dem tätigen Kriegsleben zurück. Sie ließ sich deshalb von dem Obristen von Collignon, dem Führer eines 1758 errichteten Freibataillons, anwerben. Der aber schickte sie an das Köbelsche Infanterie-Regiment. Nur ein Vierteljahr hat sie hier gedient. Da endete 1761 ihre kriegerische Laufbahn auf eine tragische Weise. Sie ward von einem Kameraden eines Diebstahls von acht Groschen beschuldigt und sollte nun in Arrest gehen. Dieser Schmach wollte sie, im Gefühl ihrer Unschuld und tief gekränkt in ihrer Soldatenehre, entgehen. Sie offenbarte daher dem Leutnant ihr Geheimnis und forderte ihre Entlassung aus dem Kriegsdienste, mit dem sie vier Jahre hindurch mit allen Lebensjahren verwaachsen war. Der Abschied mußte ihr natürlich gewährt werden, und nachdem sie einen ihrer Kameraden sich zum Ehegatten erwählt hatte, lehrte sie nunmehr als Hausfrau in das ruhige, behagliche Bürgerleben zurück. — Ueber ihr späteres Leben ist nichts bekannt geworden. B.

\*) Nach dem „Pommerischen Archiv“ vom Jahre 1784.

## Stargard.

Von Gymn.-Oberlehrer Dr. H a h - Schneidemühl.

Wie auf dem Gebiete des Dramas Lessings „Minna von Barnhelm“, so kann auf dem Gebiete des Romans „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ von dem Pommern Johann Timotheus Hermes als „wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges“ und — Preußens angesprochen werden. Was Borinski in seiner unter die Sammlung „Geisteshelden“ (Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1900) aufgenommenen Lessingbiographie über unser Erstes — und bisher einzig gebliebenes — deutsches Lustspiel urteilt, kann ebenso auch von unserm ersten deutschen — wenn auch längst literarisch überholten — Familienroman gesagt werden: „Die ärgsten Gegensätze, die gerade in Deutschland und noch dazu damals gedacht werden können, die zwischen den verschiedenen, feindlichen Stämmen, führt das Stück vor. Allein das rechte, kernige Menschentum schlägt die Brücke vom Lande Meissen über die Elbe, hinter der ... Preußen liegt (I. Band, S. 140).“ Ja, dieser „preussische“ Roman hat sogar etwas vor dem preussischen „Soldatenglück“ voraus: ob bewußt oder unbewußt, Hermes schreibt darin gewissermaßen eine Apologie für die neueroberte Provinz Schlessien, gegen die mancherlei unberechtigte Vorurteile umflossen, während in Lessings Lustspiel, abgesehen von dem kriegerischen Hintergrund, nichts in Ort und Person mehr an Schlessien erinnert. Wir werden mit schlessischen Bräutchen, aber auch Unratten, mit schlessischen Charakteren, ja sogar mit schlessischer Mundart bekannt gemacht. Und doch geht wie ein roter, alles zusammenhaltender Faden durch diesen unselig verwirrten und unendlich breit angelegten, völlig unbefriedigt endenden Roman die goldene Heimatliebe zum pommerschen Jugendlande, insbesondere zu der Gegend um Döblich und Stargard, wo er, dort bei seinem Vater, einem Geistlichen, hier im Peter-Groncegianum seine Vorbildung für das Studium (der Theologie) in Königsberg erhielt. Dieser seiner „vaterländischen Schulstadt“ feht er in Band II, 90—97 seines Romans ein dankbar-schönes Denkmal.

Ein vorher im neumärkischen „Sanddorf“ angestellt gewesener Pastor erhält eines Tages von einem Rats Herrn zu Stargard in Pommern im Auftrag des ganzen dortigen Magistratscollegii einen Ruf in das dortige „Erste Pastorat in der ... Kirche“, in das „ein General seinen Feldprediger uns ausdringen will.“ Aber ihm und ihnen Allen sei es Gewissenspflicht, dem Eingriff entgegenzutreten. Zwar sei die Arbeit sehr groß, und die ganze Einnahme nur 500 Rthlr., indem jener (vielleicht noch sehr lange) einen Emeritus abgeben müsse. Daher auch vor der Hand die Wohnung schlecht sei. — Der Pfarrer nimmt an und schreibt nun über seine Eindrücke von Stadt und Leuten seines neuen Wirkungskreises folgendes:

Ich bin, wie Sie wissen, ganz Deutschland, da wo es protestantisch ist, durchgereist. Nur selten habe ich so allgemein gute Menschen gefunden, als in dieser Stadt, die ehemals so glücklich war, und mehr als irgend eine sich drin findet, es nicht mehr zu sein.\* Die Widrigkeit gegen Fremde ist eine Erscheinung, von welcher man hier, sowie überhaupt in ganz Pommern, schlechterdings nichts weiß. Die Vornehmen leben in ungemein gesellschaftlichem Umgange, und keiner (ich wolte das wol unter den Augen des ganzen Deutschlands hinschreiben), keiner erhebt sich über den Niedrigen. Der Bürger ist unermüdet fleißig; und wohlzutun, und besonders an Güte, das ist ihm Lohn seiner Arbeit. Das Frauenzimmer aller Stände ist fern vom Luxus; besonders gefällt die bürgerliche Hälfte derselben durch den, immer reinlichen, Anzug einer, von alten Zeiten hergestammten, Tracht. Treuerzigkeit, bescheidenes Verschweigen dessen, was man nicht sagen mus, und gutmüthige Offenheit da, wo man reden kan, herrschen überall. Rechnen Sie dazu den equidlichen Anblick lauter gesunder, und sehr wohlgewachsener, Menschen; Reinsichtigkeit und Breite der

Strassen, angenehme Gegenden umher; eine große Volksmenge in den Kirchen; die allervernünftigste Art der Einrichtungen des Gottesdiensts; wetteifernde Liebe zu Schullehrern und Predigern; wohlthätige Freundlichkeit gegen die Jugend in allen Schulen; den Zufluss von Fremden zur Zeit der Jahrmärkte; die Bekanntschaft der Städter mit den glücklichen und gestitteten Familien zehn bis fünfzehn Meilen umher; die Menge der Reisenden, die auf einer der größten Hauptstrassen Deutschlands sich immer finden müssen; die gesunde Luft; die wohlfeile Lebensart; die leichte Wirtschaft, da jedem das Hülfreichseyn charakteristisch ist; — rechnen Sie dies und das ähnliche: so werden Sie mir leicht glauben können, daß ich den Ruf in mein Vaterland gern vergas; zumal da ich in der That mit offenen Armen empfangen ward, und in den Ersten Tagen schon sah, zufriedener als hier könne ein Prediger nicht leicht irgendwo seyn. Jener Rathsherr hatte erfahren, daß ich arm war; er war beliebt und seinem Einflus hatte ichs zu danken, daß ich acht Tage hindurch an, oft kleinen, aber so sehr verbindlich dargebrachten, Geschenken, die Liebe meiner Gemeinde abmessen konnte, so wie man sich denn auch beiseite, meine Frau, in so kurzer Zeit als sichs thun lies, einheimisch zu machen.“ —

Darnach steht Stargard dem späteren Breslauer Theologieprofessor in kirchlicher Beziehung in guter Erinnerung, nicht so schneidet es mit seinem Schulwesen ab. Namentlich sein Lateinlehrer, dem er den wenig schmeichelhaften Schriftstellernamen „Dyspachus“ (Zweijeeelenmann, vergl. Jac. I, 8) gibt, und den er in einer Schulanekdote (I, 448) auch moralisch dementsprechend kennzeichnet, kommt recht schlecht weg. Was es für ein Wagnis für einen deutschen Romanchriftsteller in der Zeit der englisch-moralischen Wochenchriften bedeutete, einmal eigen-deutsche Wege mit persönlichem Lokalkolorit zu gehen, das mag uns Hermes mit seinen eigenen Worten sagen: „Hier, dachte ich, würde man in Deutschland Original werden: man dürfte nur die Geschichte in eine oder mehr bekannte Provinzen verlegen, die Städte und Personen nennen: den Herrn Western Herrn Jäger, den Milord Blaf Herrn von Schwarz, die Mistrefß Miller Jungfer Millern, die Mademoiselle Beauchamps das Fräulein von Schönfeld ... wenn auch der Verleger Bedenklichkeiten hätte, einen Roman zu verlegen, wo der ungestittete Student in Jena, der tapfere Offizier in Berlin, oder der schöne Geist in Wien oder — der große Spieler in Labes (!) aufgeführt würde.“

### Heimats-Kalender des Kreises Lauenburg i. Pom. für das Jahr 1918.

(Herausgegeben von Rektor Gerlach. Preis 65 Pf.)

Der um die Heimatkunde hochverdiente Herausgeber hat für den Kreis Lauenburg einen Kalender geschaffen, der in seinem 40 Seiten zählenden Anhang, „Aus der Heimat“, ein wirkliches Heimotbuch ist. Wir greifen einige Kapitel heraus, um das darzutun: „Krieg und Heimat“, „Die Heimateerde“, „Aus der Geschichte der Heimat“, „Plattdeutsch, die Sprache der Heimat“, „Heimischer Aberglaube“ usw. In so umfassender Weise und auf so gründliche Art ist selten dem Heimatgedanken Rechnung getragen worden. Für die wissenschaftliche Gründlichkeit der Arbeit bürgt der Name des Herausgebers. Wir können den Kalender um des Anhanges willen den Kreisen der Heimatfreunde nur empfehlen und möchten wünschen, daß er Nachahmung fände! R.

### Hauptversammlung des Landesvereins.

Am 20. April, abends 8¼ Uhr, findet in Stettin im Restaurant Kaiserhallen die Hauptversammlung des Landesvereins statt. Tagesordnung: Jahres- und Kassenbericht, Wahlen, Beratung einer Geschäftsordnung des Landesvereins, Lichtbilder aus der Kaschubei!

Der Vorstand.

\*) Indem die königl. Collegia von dort nach Stettin gelegt sind.